

Ein Mensch namens Götze

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

besonders der Flakartillerie, ist eine derart große, daß es absolut möglich ist, Luftangriffen erfolgreich entgegenzutreten. Voraussetzung bleibt allerdings, daß Abwehrmittel in genügender Anzahl vorhanden sind.

Seien wir deshalb alle bestrebt, durch Zeichnung der Wehranleihe an der Finanzierung der Abwehr feindlicher Luftüberfälle mitzuhelfen. Wir rüsten damit nicht nur die Armee aus, sondern wir schützen uns selber. G. W.

Ein Mensch namens Götze.

Von Paul Ilg.

„Der Herr behauptet, er müsse Sie unbedingt selber sprechen. Ich glaube, es ist einer vom Gericht!“ meldete das Mädchen in jener geheimnisvollen, schonenden Art, die mir jedesmal das Blut in den Kopf jagt.

„Haben Sie denn nicht gefragt, was er will und wie er heißt?“ stellte ich mich barsch und ungehalten, während mir schon das Herz in die Hosentaschen sank.

„Das kann er Ihnen nur persönlich sagen. Götze heißt er.“

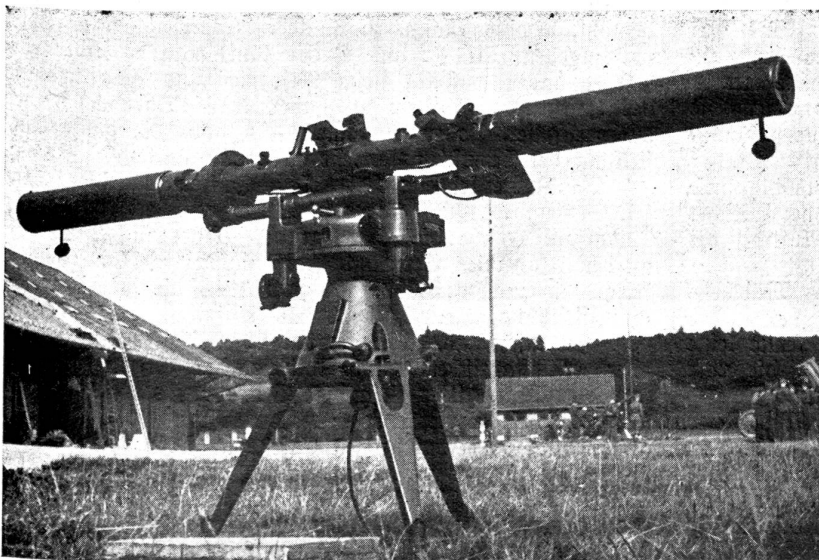
Ordentlich beklommen trat ich in den Flur hinaus.

Vor der Tür stand ein behendes, gebügeltes Männchen mit altmodischem Spitzbart, Kneifer und magistralen Aktenmappe. In einer höflichen, doch sehr bestimmten Art erkundigte er sich, mit wem er die Ehre habe und trat dann unaufgefordert näher wie einer, der es nicht nötig hat, langatmige Erklärungen abzugeben.

„Ich komme in einer für Sie sehr wichtigen Angelegenheit“, versetzte er mit einem unangenehmen Lächeln, indem er, meinen Beistand vornehm ablehnend, aus dem seidengefüllten Mantel schlüpfte, den goldenen Kneifer putzte und einige vorbereitende Stimmübungen zum besten gab. Sein Auftreten war unverkennbar das einer wichtigen Amtsperson. Ziemlich eingeschüchtert lud ich ihn ein, Platz zu nehmen. Die Mappe legte er behutsam auf den Tisch.

Was wollte der Mensch von mir? Wozu die feierlichen Anstalten? Ich hatte doch wahrhaftig nichts auf dem Kerbholz, was nicht auf dem üblichen Amtswege erledigt werden konnte!

„Bitte, womit kann ich dienen?“ fragte ich schon äußerst gereizt, den Blick erwartungsvoll auf die mysteriöse Mappe gerichtet.



Telemeter. Gerät zur Bestimmung von Entfernung und Höhe der Flugzeuge.
(Aufnahme Militärflugdienst.)



7,5 cm Flak in Feuerstellung. (Aufnahme Militärflugdienst.)

Zum Lachen dieses Theater! Endlich mußte der Vorhang doch wohl aufgehen? Bewahre, er ging noch lange nicht auf.

„Sie sind im Begriff, einen — wenn ich so sagen darf — folgenschweren Schritt zu tun. Laut Zivilstandsamt bedenken Sie sich demnächst zu verheiraten?“ begann der Besucher salbungsvoll, wobei er mich über den Kneiferand ernst, prüfend ansah. Ich sah keinen Grund, die Tatsache in Abrede zu stellen. Die Papiere waren beiderseits in bester Ordnung. Immerhin ... die Sache schien also mit meiner Heirat im Zusammenhang. War etwa von irgendwelcher Seite Einspruch erhoben worden? Ich dachte nach. Gänzlich undenkbar. Meine Braut war mündig, die Eltern nahmen eine wohlwollende Haltung ein ...

Unbekümmert um meine nervöse Gedankenflucht, fuhr der rätselhafte Gast zu dozieren fort. Ob ich nicht auch der Ansicht sei, daß diesem bedeutsamen Schritt gewisse Sicherungen vorausgehen sollten? Die Lebensgewohnheiten eines frischfröhlichen Junggesellen waren nun doch einmal grundverschieden von denen eines verantwortungsvollen Ehemannes. Es ging nicht mehr an, gleichsam sorglos „in den Tag hineinzuleben“. Kurz, es war doch wohl eben so sehr ein Gebot der Klugheit als der Moral, für die künftige Familie eine sichere, unantastbare Grundlage zu schaffen.

Wie war das ... „Lebensgewohnheiten eines frischfröhlichen Junggesellen?“ Bei diesen Worten durchzuckte mich eine dunkle Ahnung. War's die gedämpft mahnende Stimme, der unheimlich forschende Blick des Fremden: Plötzlich stieg etwas aus der Versenkung auf, woran ich keine Freude hatte. Um mein

böses Gewissen nicht zu verraten, den Gegner durch weltmännische Sicherheit zu bluffen, erkundigte ich mich lächelnd: „Darf ich Ihnen mit einem Gläschen Wermut aufwarten?“

„Danke für Ihre lebenswürdige Aufmerksamkeit — ich trinke nicht!“ gab er ebenso durchtrieben lächelnd zurück, sichtlich erhaben über dergleichen plumpe Einwickelungsmanöver. Jetzt war ich meiner Sache sicher. In Eile entwarf ich meinen Feldzugsplan. Wenn dieser Winkeladvokat (dafür mußte ich ihn nunmehr halten), etwa glaubte, mir einen schon ziemlich weit zurückliegenden „jugendlichen Fehltritt“ sozusagen als „Sühnekauf“ präsentieren zu können, sollte er sich geschnitten haben. Ja, war es denn überhaupt menschenmöglich? Ein flüchtiges Großstadtabenteuer, das ich selbst völlig vergessen hatte? Wir waren uns doch nie mehr begegnet, hatten jegliche Fühlung miteinander verloren. Gewiß, das „süße Mädel“ (wie hieß sie doch gleich?) mochte damals durch mein plötzliches Verschwinden, den kurzen Abschiedsbrief schmerzlich überrascht worden sein. Du lieber Himmel, wer hätte nicht irgendeine Jugendschelte zu beklagen! Und jetzt, im Augenblick meiner Verheiratung, sollte also der Versuch gemacht werden, mir aus dieser Liebelei einen Strich zu drehen? Welche Niedertracht! Aber freilich: Skandal durfte es nicht geben. Vorsicht war geboten. Behutsam lenkte ich ein.

„Hören Sie, Herr e...“

„Göke ist mein Name.“

„Ich glaube, wir kämen schneller zum Ziel, wenn Sie mir kurz und bündig sagen möchten —“ Wiederum warf ich einen beziehungsreichen Blick auf die Aktenmappe, die vermutlich einige mich „belastende“ Briefe enthielt. Diesmal begriff der Runde offenbar, daß mit mir nicht umzuspringen sei.

„Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch nehmen. Es ist ja auch gar nicht zu erwarten, daß Sie sich in einer Sache von solcher Tragweite —“

Wie? Was? Das war nun schon die Höhe! Während er das automatische Schloß seiner Tasche knacken ließ, versetzte ich ihm sarkastisch lächelnd den zweiten Hieb.

„Tragweite? Sie irren, Herr Göke. Die Sache ist für mich ziemlich belanglos. Und was vollends meine Braut betrifft ... ich versichere Sie, die würde Ihnen, falls Sie's wagen sollten, ihr mit solchen Geschichten zu kommen, ganz einfach ins Gesicht lachen!“

Das wirkte! Der kleine Mann schnellte wie ein Gummiball in die Höhe, stammelte etwas von offenkundigem Mißverständnis und liebäugelte mit der Tür. Haha! Jetzt galt es, ihn überhaupt nicht mehr zu Atem kommen zu lassen. Ganz von oben herab fiel ich ihm ins Wort: „Ihre Anspielungen auf mein „frischfröhliches Junggesellenleben“ haben mich jedenfalls sehr peinlich berührt. Ich habe mir in dieser Hinsicht nicht das geringste vorzuwerfen, merken Sie sich das! Jeden Versuch, mich für vermeintliche Jugendsünden zu behaften, müßte ich als Erpressung bezeichnen!“

Herr Göke suchte Deckung hinter einem Lehnstuhl und hielt beschwörend ein gelbes Kuvert in die Höhe: „Nichts dergleichen, werter Herr! Ich komme nur im Auftrag der Viktoria —“

Im gleichen Moment fiel mir der Name des Mädchens wieder ein: Auguste Butenschön!

„Wie? Viktoria?“ rief ich verdutzt. „Ich kenne keine Viktoria. Früher hieß sie wenigstens Guste... die rote Guste! Was geht mich denn Ihre Viktoria an!“

Nach dieser Abfuhr gab der Feind jeden Widerstand kopfschüttelnd auf. Fast demütig legte er das gelbe Kuvert vor mich hin und beschwichtigte im Ton eines Psychiaters: „Nur keine Aufregung! Hier finden Sie alles Wünschenswerte. Und wenn Sie gestatten, spreche ich in einigen Tagen wieder vor.“

Eine vernichtende Niederlage. Wie ein ertappter Gauner wischte das Männchen hinaus. Indes — die größte Ueber-

raschung bereitete er mir unter der Tür. Er verbeugte sich lächelnd:

„Ich hoffe doch, daß wir zu einem Abschluß gelangen. Mit Ihnen schließe ich gern auch für — sagen wir — Zehntausend ab.“

So eine Frechheit! Ein Blick nur — er flog förmlich die Treppe hinunter. Kein Zweifel, ich hatte es mit einem skrupellosen Subjekt zu tun. Das beste war, die Polizei zu unterrichten.

Nicht ohne Zagen öffnete ich das rätselhafte Kuvert. Wo waren denn jetzt meine Liebesbriefe? Ich fand nur gedruckte Formulare. Das erste, was mir ins Auge stach, war ein blauer Stempel: „Göke, Generalagent der Viktoria.“

Ich hielt die Police einer Lebensversicherung in der Hand.

Der letzte Schultheiß des alten Bern, Emanuel Friedrich von Fischer.

Zum 150. Geburtstag, 19. September 1936.

Der letzte Schultheiß der Republik Bern alten Regimes, Emanuel Friedrich von Fischer, wurde vom Schicksal auf einen Posten gestellt, der als verloren zu betrachten war, trotzdem der politische Umschwung erst reichlich drei Jahre später folgte. Fischer selber hat die Zeichen der Zeit sicher verstanden und zu deuten gewußt, hat wohl auch versucht, dem Rade der Zeit in die Speichen zu fallen, wurde aber von seinen Kollegen im patrizischen Räte gar nicht oder nur ungenügend unterstützt. Eines müssen wir ihm als Verdienst anrechnen: Sein kluges Verhalten in den kritischen Januartagen 1831, das die patrizische Regierung freiwillig von dem Schauplatz der Taten abtreten ließ, verhinderte einen blutigen Bürgerkrieg, der unendlich viel Not und Elend mit sich gebracht hätte. Wohl hat es Stimmen gegeben, die Fischer das schwächliche Nachgeben, das nach ihrer Meinung der freiwillige Verzicht war, verübelten und als Feigheit ziehen. Fischer selber wird sich wenig um diese Meinung gekümmert haben, wußte er doch, daß kein Stimmenden das aufgewachte Volk mehr zurückhalten konnte.

Daneben muß aber zugegeben werden, daß Fischer ein bedeutender Kopf war, ein kluger Erfasser der Situationen, gewandter Redner, klarer Denker. Die Schwächen der alten patrizischen Staatsform kannte er, war eine Zeitlang eifrig bemüht, gewisse Mängel abzuändern, ohne die große Linie preiszugeben. Als er ans Ruder kam, mag er selber eingesehen haben, daß für kleine Reformen und Zugeständnisse der Zeitgeist nicht mehr zu haben war. Darum wird er auch resigniert haben, umsomehr als bald die ganze Einstellung der bewußten Abwehr zu gelten hatte.

In Kürze sei das Lebensbild Fischers umrissen. Am 19. September 1786 kam er in Bern zur Welt, erlebte als 12jähriger Knabe die Schrecken des Uebergangs, studierte an den Akademien Bern und Genf, nahm 1804 am Bodensee teil, machte 1805, 1808 und 1813 die schweizerischen Grenzbefestigungen durch, 1813 als Adjutant des Obersten von Herrenschwand. 1810 wurde er Mitglied des Amts- oder erstinstanzlichen Zivil-Polizeigerichts Bern ernannt, wurde zugleich dritter Gesandter Berns auf der Tagakung, war 1815 als Sekretär in der Kommission zur Wiederherstellung der alten patrizischen Gesetze in Bern tätig, wurde 1816 Sekretär des Geheimen Rates, 1820 Amtsstatthalter, 1823 Heimlicher, 1824 wirkliches Mitglied des Kleinen Rates. Als solches suchte er der aristokratischen Staatsform durch zeitgemäße Reformen einen festeren Halt zu geben, wollte vor allem mehr Entgegenkommen gegenüber der Bevölkerung. Er fand mit seinen Reformen wenig Gegenliebe.